
DIE LUST AM VORURTEIL

SIEGLINDE GEISEL

„Die Vereinigung wird Deutschland spalten.“ Als Heiner Müller diesen Satz im Frühjahr 1990 aussprach, ahnte man zwar bereits, dass die Zusammenführung der beiden deutschen Staatshälften nicht ganz so einfach sein würde, wie viele es in der ersten Euphorie gedacht hatten. Von einer neuen Spaltung hätte damals jedoch niemand reden wollen. Heute klingt dieser Satz weder pessimistisch noch paradox – er bezeichnet schlicht die Realität.

Dabei hatten die Deutschen – im Westen und mehr noch im Osten – die Vereinigung doch so dringend gewollt. „Helmut, nimm uns an der Hand, führ uns ins Wirtschaftswunderland“, stand auf den Transparenten, mit denen die Ostdeutschen für die Wiedervereinigung demonstrierten. Der naive Spruch war kein bisschen ironisch gemeint. Er verrät vielmehr, mit welchen Erwartungen viele Ostdeutsche der Wiedervereinigung entgegensahen. Der damalige Kanzler Helmut Kohl schürte diese Erwartungen zusätzlich mit seinem (nicht weniger naiven) Diktum von den „blühenden Landschaften“, in die sich Ostdeutschland in den nächsten fünf Jahren verwandeln werde. In den letzten Jahren ist dieser Ausdruck zu einem geflügelten Wort geworden, das man nur noch ironisch benutzen kann.

Um ideelle Güter wie Meinungsfreiheit, Demokratie oder Gerechtigkeit ging es in der Debatte um die Wiedervereinigung nie. Nach der Wiedervereinigung verschwanden die Bürgerrechtler mit ihren kühnen Utopien eines „Dritten Wegs“ zwischen Sozialismus und Marktwirtschaft entweder in der Versenkung oder sie passten sich den etablierten Parteien des Westens an (so zum Beispiel der jetzige Bundestagspräsident Wolfgang Thierse). Wenn von der Freiheit die Rede war, ging es um die Freiheit, sich ein tolles Auto, modische Kleidung oder eine voll programmierbare Waschmaschine zu kaufen.

Meine Freundin Lisa kommt aus Ostberlin. Sie war SED-Mitglied gehörte zum reformistischen Flügel und war 1989 dreissig Jahre alt. Nach der Wiedervereinigung sah sie für sich selbst kaum mehr politische Möglichkeiten. Sie wählt heute die PDS – aus purer Not, wie sie sagt, denn von den etablierten Westparteien fühlt sie sich als Ostlerin im Stich gelassen. So enttäuscht sie politisch von der Wiedervereinigung auch ist – was den Lebensalltag angeht, ist sie ganz im Westen angekommen. Sie ist die bestangezogene Frau, die ich kenne, sie legt Wert auf stilvolles Essen und kann sich einen Sommer ohne Italienurlaub nicht mehr vorstellen. (Zu DDR-Zeiten hatte sie akzeptiert, dass Westreisen „politisch nicht möglich“ waren. Nach der ersten Italienreise hatte sie eine verspätete Wut auf die DDR-Gewaltigen, von denen sie sich im Nachhinein betrogen fühlte.)

Dass die deutsche Wiedervereinigung so stark vom materiellen Aspekt geprägt ist, macht sie so schwierig. In allen postkommunistischen Ländern ist der Lebensstandard von grösster Wichtigkeit – aber in Ländern wie Polen oder Ungarn ist der Vergleich ein anderer. Dort geht es einem jetzt besser oder schlechter als früher. In der ehemaligen DDR dagegen geht es einem besser oder schlechter als „den Brüdern und Schwestern“ aus dem Westen (auch dies ein Ausdruck, den man nur noch ironisch verwenden kann). Dies hat zu rasanten Umwertungen dessen geführt, was man als angemessenen Lebensstandard empfindet: Wer zum Beispiel in der ehemaligen DDR eine „Vollkomfort-Wohnung“ des

sozialistischen Plattenbaus bekam, war damals „wunschlos glücklich“, wie es ein Bewohner des Ostberliner Stadtteils Hellersdorf sagt. Heute, wo die Alternative nicht mehr in einer unsanierten Altbauwohnung mit Aussentoilette und ohne Warmwasser besteht, werden die Plattenbauwohnungen als unzumutbar empfunden. In manchen Gegenden steht bis zu einem Drittel der Wohnungen leer, ganze Stadtteile werden abgerissen.

Kein ehemaliges Ostblock-Land hat auch nur annähernd soviel Geld zur Verfügung wie die Ex-DDR. Der Westen investiert seit der Wiedervereinigung jedes Jahr Milliardenbeiträge in die Infrastruktur und die Wirtschaft des Ostens. In mancher Hinsicht ist der Osten daher moderner als der Westen. Das Telefonnetz wurde auf den modernsten Stand gebracht, und wo früher die maroden Chemie-Kombinate der DDR die Umwelt vergifteten, glitzert und leuchtet heute der modernste Industriepark Europas. Mit dem Schönheitsfehler allerdings, dass dort nur noch ein Zehntel der früheren Arbeitskräfte gebraucht werden. Die durchschnittliche Arbeitslosigkeit im Osten ist mit etwa 16% doppelt so hoch wie im Westen, in manchen Gegenden beträgt sie 25%. Besonders in den älteren Generationen musste praktisch jeder mit einem Bruch seiner Biographie fertig werden und von vorne anfangen. Viele von ihnen empfinden ihr Leben heute als perspektivlos, vor allem dann, wenn sie sich nun doch weder Auto, Waschmaschine noch den Italienurlaub leisten können. Die Westler wiederum ärgern sich über die ewigen „Jammer-Ossis“, die offenbar nie genug kriegen können und dann erst noch die

Frechheit haben, für die PDS zu wählen. Viele Westler erwarten Dankbarkeit für die großzügige Aufbauhilfe. „Das sind *unsere* Steuergelder, die hier investiert werden“, sagen sie gern. Der Lebensstandard im Westen ist wegen der Wiedervereinigung nicht gesunken – und doch tun manche Westler, als müssten sie nun wegen der Ostler auf Auto, Waschmaschine oder Italienreise verzichten. Dass die Milliardenhilfe für den Osten indirekt auch die westdeutsche Wirtschaft mit Aufträgen versorgt hat, wird dabei gern übersehen.

Nach wie vor lebt man im Osten schlechter als im Westen. Das Einkommen hat zwar (wie auch die Lebenshaltungskosten) inzwischen fast West-Niveau erreicht, den Arbeitslosen nützt dies jedoch wenig. Auch das Kapital ist in den beiden Landeshälften ungleich verteilt. Während die Nachkriegsgeneration im Westen Geld sparen konnte, gibt es im Osten erst seit zehn Jahren überhaupt die Möglichkeit, Kapital anzusammeln. Die Westler vererben nun Rekordsummen an ihre Nachkommen, während es für manche Ostler eine finanzielle Belastung ist, die Beerdigungskosten ihrer Eltern zu bezahlen. Auch dass viele kleinen Unternehmer im Osten bereits wieder Konkurs anmelden mussten, liegt oft daran, dass ihnen das Eigenkapital für die Durststrecke der ersten Jahre fehlt.

Nach zehn Jahren Wiedervereinigung ist das Verhältnis zwischen den beiden Landeshälften widersprüchlich. „Nach zehn Jahren ist es doch völlig unwichtig, woher einer kommt, da gibt es überhaupt keine Probleme.“ Dies ist die Standardantwort, die man bekommt, wenn man Ost- und

Westdeutsche über ihr Verhältnis zueinander fragt. Manchmal hat man gar den Eindruck, die Frage sei unanständig. Schaut man genauer hin, ist die Sache dann oft nicht so idyllisch – man geht einander aus dem Weg, ohne dass es deswegen zum Streit kommen müsste. Das ostdeutsche „Theater 89“, das im Mai 1989 als freie Gruppe noch in der DDR gegründet wurde, arbeitete anfangs durchaus mit Schauspielern und Regisseuren aus dem Westen zusammen. Inzwischen jedoch besteht die Gruppe wieder zu hundert Prozent aus Ostlern. „Die Schauspieler aus dem Westen stehen bei der Probe auf der Bühne und kramen in ihrer Seele herum. Manchmal kann man nicht proben, weil es ihnen nicht gut geht“, sagt ein Mitglied der Truppe. Im Osten begreife man die Theaterarbeit viel mehr als Handwerk. Auch aus dem Team der „Streetworker“ im Ostberliner Plattenbaubezirk Hellersdorf haben sich die Westler inzwischen zurückgezogen. Mit ihrem mehr „theoretischen“ Ansatz seien die Westkollegen im Osten nicht weit gekommen.

Das Vertrauen in die Demokratie, der Glaube an Gott, die Häufigkeit und Qualität der sexuellen Aktivitäten – über dieses und vieles andere gaben Ost- und Westdeutsche in den unzähligen Umfragen Auskunft, die zum 9. November 1999 (zehn Jahre Mauerfall) und dann gleich noch einmal zum 3. Oktober 2000 (zehn Jahre Wiedervereinigung) überall publiziert wurden. Die Realität jedoch lässt sich durch Umfragen nicht vermessen. Wer wissen will, was Ost- und Westdeutsche voneinander halten, muss sich anderswo umhören. Als Schweizerin habe ich

übrigens einen privilegierten Beobachterposten: Ich bin weder Ostlerin noch eine richtige Westlerin, deshalb schimpfen meine ostdeutschen Freunde ungeniert über die Wessis und umgekehrt.

Der deutsch-deutsche Kleinkrieg wird nicht in Umfragen, sondern im Anekdotischen ausgetragen. Freunde aus dem ostdeutschen Bundesland Mecklenburg erzählen die Geschichte eines westdeutschen Rentners, der sich für seinen Lebensabend ein Häuschen in einem mecklenburger Dorf gekauft hat. Er merkte bald, dass es mit den Bauern nebenan nicht mit rechten Dingen zuing: Der Vater war arbeitslos gemeldet, dabei half er seinem Sohn auf dem Hof. Unverzüglich erstattete der Rentner aus dem Westen Meldung beim Arbeitsamt. Darauf kam es zwischen ihm und dem Bauern zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf das Wort "Stasischwein" fiel. Der alte Bauer schaute sich kurz um; es waren keine Zeugen in Sichtweite, also holte er mit dem Milchkessel aus und haute ihn dem Rentner aus dem Westen ins Gesicht. Dabei gingen dessen Brille und Gebiss zu Bruch. Der Rentner klagte wegen Sachbeschädigung und Körperverletzung. Vor Gericht sagten Vater und Sohn aus, sie hätten gesehen, wie der Rentner sich Brille und Gebiss selber kaputtgehauen habe, bei einem Sturz vom Kirschbaum nämlich. Der Rentner verlor diesen Prozess und auch den nächsten, denn Vater und Sohn hatten ihn nun ihrerseits wegen Rufschädigung und Ehrverletzung verklagt. Inzwischen hat sich der Rentner aus dem Westen einen anderen Ort für seinen Lebensabend gesucht. Solche und ähnliche Anek-

doten erzählt man sich im Osten genüsslich, etwa so, wie man sich früher mit politischen Witzen Luft gemacht hat. Nun richtet sich die Pointe nicht mehr gegen die Regierenden, sondern den arroganten „Besser-Wessi“, der alles besser weiss und kann.

Die Bücher, die in den letzten beiden Jahren zum Ost-West-Thema erschienen sind, spiegeln den Gegensatz in aller Deutlichkeit. Der ostdeutsche Soziologe Wolfgang Engler stellt fest, dass von der DDR fast nichts mehr sichtbar sei. Die DDR selbst sei nur noch als Anekdote vorhanden, indem man sich Erinnerungen erzählt. Sein Buch „Die Ostdeutschen“ ist das Buch eines Ostdeutschen für Ostdeutsche. Engler schreibt melancholisch, als traure er um ein Experiment, das auch hätte gelingen können. Im Untertitel heisst das Buch „Kunde von einem verlorenen Land“ – Engler versichert sich und seinen Lesern, dass es dieses Land tatsächlich gegeben habe. Bei jeder Gelegenheit spricht er von einem „versunkenen“ oder „untergegangenen Land“, als sei die DDR einer Naturkatastrophe zum Opfer gefallen.

Engler hat sich mit seinem Buch die Herzen der Ostdeutschen erobert – im Westen jedoch machten andere Bücher Furore: Bücher von Westdeutschen für Westdeutsche. Dies ist ein neues Genre – nennen wir es einmal polemisch eine Pornographie des Anekdotischen. Dass ihre Autoren unbekannt sind und schlecht schreiben, schadet diesen Büchern nicht, denn sie sagen, was alle denken und funktionieren deshalb wie ein Ventil, durch das der gestaute Dampf der Wiedervereinigung abgelassen werden kann. „Arbeiten

200

wie bei Honecker, leben wie bei Kohl" – mit diesem Titel zitiert der westdeutsche Soziologe Thomas Roethe den früheren Kanzler Helmut Kohl, der die ostdeutsche Arbeitsmoral tadelte: Arbeiten wie bei Honecker und leben wie bei Kohl – das gehe nun einmal nicht, denn wer den Wohlstand des Kapitalismus will, muss auch kapitalistische Arbeitsleistung erbringen. Thomas Roethes Pamphlet trägt den Untertitel „Ein Plädoyer für das Ende der Schonfrist“, und damit sind die Fronten klar: Der Westen hat das Sagen, und der Osten ist zum Abschluss freigegeben. Roethe gesteht unumwunden, dass er 1990 zum ersten Mal in seinem Leben in den wilden Osten gefahren ist. Dort entdeckte er „eine vorzivilisatorische Wüste“. Die DDR habe „in furiosem Ausmass aus deutschen Stammlanden eine Subkultur der dritten Welt“ gemacht, schreibt er in reichlich grobem Deutsch. Seine Tiraden haben ironischerweise ein Gegenstück in der ehemaligen DDR: Der berüchtigte Karl-Eduard von Schnitzler zog in der Sendung „Schwarzer Kanal“ im DDR-Fernsehen ähnlich über die Dekadenz des kapitalistischen Westens her...

Ein anderes Buch, das im vergangenen Jahr hohe Wellen geschlagen hat, wurde von einer westdeutschen Arztgattin geschrieben, deren Mann in Ostdeutschland die Leitung einer Frauenklinik übernommen hatte. Sie folgte ihrem Mann aus „Weststadt“ (Wuppertal) nach „Oststadt“ (Frankfurt/Oder). Unter dem Pseudonym Luise Endlich schrieb sie eine Anekdotensammlung mit dem Titel „NeuLand. Ganz einfache Geschichten.“ Man kann nicht sagen, dass Luise Endlich in Oststadt mit offenen Armen empfangen wor-

den wäre – es führt nun einmal zu Ressentiment, wenn Spitzenpositionen von Westlern besetzt werden, die im Westen nie eine solche Karrierechance erhalten hätten. Aber was Luise Endlich viel mehr auf die Nerven geht als die grossen Gemeinheiten, sind die kleinen Unzulänglichkeiten ihrer neuen Nachbarn. Sie traut sich auszusprechen, was man im allgemeinen metaphorisch meint: Die Ostler können nicht mit Messer und Gabel essen. Als sie ihre Nachbarn zu einem eleganten italienischen Abendessen einlädt, isst Kalle die Lasagne jedenfalls mit den Händen. Auch sonst regiert in Oststadt die Geschmacklosigkeit: Man trägt selbstgehäkelte Pantoffeln und Goldlurex-Pullover, man trinkt süssen Wein, und selbst in teuren Restaurants werden die Saucen mit Mehl angerührt. Luise Endlich ärgert sich über all diese (und viele andere) Kleinigkeiten mit einer Selbstgerechtigkeit, als wäre die Lasagne in Wuppertal erfunden worden. Dass die mediterrane Lebensart – das Olivenöl, der trockene Wein, die modische Eleganz – auch in den intellektuellen Kreisen Westdeutschlands erst seit den 68ern Mode geworden ist, das will niemand hören. Manchmal scheint es fast, als wollten sich die Westler nun dafür rächen, von den viel deutscheren Ostlern an die eigene Vergangenheit erinnert zu werden.

Wer es als Ostler im vereinigten Deutschland zu etwas bringen will, darf sich hier keinen faux pas leisten. Wie dies aus der Perspektive der Ostdeutschen aussieht, erfährt man im Roman „Die Nachrichten“ von Alexander Osang. Osang selbst gehört zu den Ostlern, die es im Westen zu etwas gebracht

haben: Mit seinen Reportagen aus dem zusammenwachsenden Deutschland ist er derzeit einer der bekanntesten Journalisten Deutschlands. Die Hauptfigur seines Romans ist der ostdeutsche Aufsteiger Jan Landers: Als Tageschausprecher sitzt er an einer besonders sichtbaren Stelle im Medienbusiness, deshalb wird er von seinem Job sofort suspendiert, als der Verdacht aufkommt, er sei ein Spitzel des Staatssicherheitsdiensts der ehemaligen DDR gewesen. Diese Spitzelaffäre stellt sich schliesslich als Irrtum heraus – sie ist ein verworrener Krimi, der eigentlich nur als Vorwand für die Schilderung von Mentalitäten dient. Denn um von der Hamburger Schickeria ernst genommen zu werden, muss Jan Landers sich anpassen: Die falschen Witze sind ebenso verhängnisvoll wie der falsche Wein oder die falsche Schuhmarke. Landers achtet genau darauf, dass seine Wohnung dem Image entspricht, das er sich bei seinen Arbeitskollegen geben will. Jede Party ist ein Test, bei dem er sich keine Blösse geben darf. In der Anfangszeit nach der Wende ist er öfters nach Ost-Berlin zurückgefahren, denn dort konnte er in jedem Restaurant eine Speisekarte aufschlagen, „ohne die Angst zu haben, auf ein Gericht zu stossen, dessen Namen man nicht aussprechen konnte“.

Die Demütigung der Ostler verschafft den Westlern billige Befriedigung. Es muss 1992 oder 1993 gewesen sein, als mich ein westdeutscher Kollege in einem Ostberliner Literaturhaus am Ärmel zupfte. Ob er mir nicht ein Glas Sekt spendieren dürfe, fragte er, und in seinen Augen glitzerte es boshaft. Wir gingen zum Buffet, und als mein

westdeutscher Kollege bei dem ostdeutschen Kellner zwei Gläser Sekt bestellte, fragte dieser: „Brut oder normal?“ Deswegen wollte mein Kollege mir ein Glas Sekt spendieren: Um sich noch einmal köstlich darüber zu amüsieren, dass der dumme Ostler das französische Wort *brut* auf deutsch mit langem U aussprach. Meine Freundin Lisa hatte sich gleich nach der Wende der feministischen Literaturwissenschaft zugewendet. Sie plante, ihre Doktorarbeit über ein feministisches Thema zu schreiben und hatte sich gefreut, als eine westdeutsche Fachkollegin ihr Hilfe anbot. Das Gespräch war dann allerdings nicht sehr erbaulich, denn Lisa erfuhr, dass sie die falschen Bücher gelesen und als Ostlerin sowieso keine Chance habe, für ihre Doktorarbeit „zwanzig Jahre feministischen Diskurs“ nachzuholen. (Die tapfere Lisa hat sich zum Glück nicht einschüchtern lassen: Inzwischen hat sie ihren Dokortitel, und sie weiss nun auch, dass die westdeutsche Fachkollegin ihr damals längst nicht um soviel überlegen war, wie sie damals dachte.)

Dies sind Anekdoten aus der Frühzeit der Wiedervereinigung. Inzwischen gibt es auch zwischen West und Ost ein kleines bisschen „Political Correctness“, und offiziell kommt man miteinander zurecht. Vielleicht entwickelt sich das Verhältnis zwischen Ost- und Westdeutschen ähnlich wie jenes zwischen Schwarzen und Weissen in den USA: Man ist nett zueinander in Alltag und Beruf, geht aber im übrigen getrennte Wege. In Berlin gehen eingefleischte Westler auch zehn Jahre nach dem Fall der Mauer nicht in den Osten, und umgekehrt. Mit Ausnahme allerdings der Ost-

202

berliner Trendbezirke „Mitte“ und „Prenzlauer Berg“: Jeder zweite, der hier wohnt, stammt aus dem Westen. Das Überraschende ist nun, dass Ost und West selbst im gleichen Stadtteil nebeneinander her leben. Meine Freundin Lisa lebt im Prenzlauer Berg, und vor einiger Zeit zog neben ihr ein Westler ein. „Weisst du, einer dieser aufgeschlossenen, linken Westler. Der will immer wissen, wie das früher bei uns war, und was wir Ostler über dies und das denken.“ Genau deshalb will Lisa lieber keinen engen Kontakt mit ihm: „Wenn ich mich im Alltag ständig erklären muss, ist mir das einfach zu anstrengend.“

Gibt es überhaupt ein Gespräch zwischen Ost und West?, so fragt man sich besorgt. Den Büchern nach zu schliessen, steht es schlecht um das deutsch-deutsche Gespräch: Luise Endlich ist aus Oststadt nach Westberlin geflohen (eine Wohnung im Ostteil der Stadt wäre für sie nicht in Frage gekommen). Ihr zweiter Anekdotenband heisst „OstWind“ und trägt den Untertitel „Nicht ganz einfache Geschichten“. Die polemischen Bücher von Thomas Roethe und Luise Endlich verkaufen sich im Westen ebenso gut wie die „ostalgieische“ Reminiszenzen von Wolfgang Engler im Gebiet der untergegangenen DDR. Was in der Volksseele schwelt, findet Absatz, und damit ist der Kleinkrieg zwischen Ost und West wenigstens zum Teil auch ein pures Medienphänomen.

Vielleicht sieht in der nächsten Generation alles weniger verkrampft aus. Drei junge Journalisten aus Ost und West haben gemeinsam das „Buch der Unterschiede“ herausgegeben, das (so der Untertitel) erklärt,

„warum die Einheit keine ist“. Die Texte, die in diesem Band versammelt sind, stammen von Autorinnen und Autoren, die zur Zeit des Mauerfalls etwa zwanzig Jahre alt waren. Auch sie sprechen aus, was alle denken, aber sie haben die Polemik und die Häme der älteren Generation nicht mehr nötig. Ganz offen beschreibt ein Westdeutscher, wie er sich bei Gesprächen mit Ostdeutschen fühlt. „Es scheint, als ob bei diesen Gesprächen ganz langsam, Satz für Satz, eine Distanz entsteht. Man redet sich voneinander weg, so als würde jeder gesprochene Satz einen zehn Meter auseinander katapultieren.“ Aus einem freundlichen Gespräch in einer Bar werde innert Minuten eine Fernsehdiskussion: Auf einmal geht es nicht mehr um Ich und Du, sondern um ein Wir und Ihr.

Zu den spannendsten Beobachtungen gehört der unfreiwillige Rollentausch – hier wird die Kluft zwischen Ost und West auf einen Schlag klar. Eine westdeutsche Reporterin zum Beispiel arbeitet für den Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg. – Bei Recherchen im Osten wird sie immer sofort als Westlerin erkannt, darum hätte sie nie damit gerechnet, für eine Ostlerin gehalten zu werden. Genau dies jedoch geschieht ihr bei einem Journalistenseminar in Hannover: Weil sie in Potsdam wohnt und für eine ostdeutsche Radiostation arbeitet, nehmen alle stillschweigend an, sie sei Ostlerin. „Ich begann an mir zu zweifeln und wunderte mich immer mehr, was denn an mir so komisch ist, dass die Leute im Seminar mich so schonend und distanziert behandelten.“ Als sich am letzten Tag herausstellt, dass sie (wie alle anderen

Seminarteilnehmer) aus dem Westen stammt, ist der Spuk vorbei. Eine gewisse Enttäuschung macht sich breit, denn als Ostlerin wäre sie etwas Exotisches gewesen. Die umgekehrte Verwechslung passierte einem ostdeutschen Reporter des Westberliner „Tagesspiegel“. Ein Unternehmer aus Westberlin, der die Lagerhallen seines Getränkehandels ins billigere ostdeutsche Umland verlegt hatte, nimmt den jungen Journalisten zur Seite und beklagt sich über die Ostler, die keine Körperdistanz einhalten, nicht selbstständig arbeiten könnten und überdies immer noch keine Lebenskultur hätten. Auf der Heimfahrt fühlt sich der Reporter als Verräter, denn er hat sich nicht als Ostler zu erkennen gegeben.

Der Westen hat sich durch die Wiedervereinigung nicht verändert. Wer nicht in unmittelbarer Nähe der ehemaligen Grenze lebt, hat 1989 nicht als Wendepunkt im eigenen Leben empfunden. Im Osten dagegen kann niemand sagen, dass die Wiedervereinigung sein Leben nicht von Grund auf geändert habe. Jeder ist gezwungen, sich mit dem Westen auseinanderzusetzen, ob er sich nun für Politik interessiert oder nicht. Der Osten kann sich Ignoranz nicht leisten und weiss deshalb viel mehr über den Westen als umgekehrt. Und doch ist es der Westen, der „die Deutungshoheit“ für sich beansprucht, wie Christoph Dieckmann es formuliert. Christoph Dieckmann ist – neben Alexander Osang – der andere ostdeutsche Journalist, der in den Medien des vereinigten Deutschland Karriere gemacht hat. Er ist Redakteur bei der Wochenzeitung „Die Zeit“, wo seiner Schätzung nach nur 1,2% der Redakteure aus dem Osten stammen. Es gibt (ausser der ehemaligen SED-Zeitung „Neues Deutschland“) praktisch keine Medien in ostdeutscher Hand. 204

Auch im Privatleben erzählen die Westler den Ostlern gern, wie der Osten eigentlich war. „Sag mal, bei euch...“, so beginnen die Partygespräche, wenn man sich als Ostler geoutet hat, schreibt ein ostdeutscher Journalist im „Buch der Unterschiede“. Oft genüge es, wenn er einfach nicke. Dann erzählt ihm das westdeutsche Gegenüber seine eigene Vergangenheit. „So war das doch. Stimmt doch?“

Sieglinde Geisel, geb. 1965, lebt als freie Journalistin in Berlin. Anfang der Neunzigerjahre reiste sie viel in Ostmitteleuropa und schrieb Städteporträts der Metropolen im Umbruch. Von 1994 bis 1998 war sie Kulturkorrespondentin der Neuen Zürcher Zeitung in New York. Sie schreibt für verschiedene deutsche Zeitungen.